

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: - (1983)
Heft: 17

Rubrik: Roma heisst Mensch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach der 'Fahrenden Woche' in der Roten Fabrik, Zürich

Roma heisst Mensch

von Mariella Mehr



Da war kaum einer, der nicht Verwandte oder Freunde in den deutschen Konzentrationslagern verloren hatte, und einige kamen und zeigten ihre KZ-Nummern, die ihnen als Kinder von den Schergen des Dritten Reiches eingebrannt wurden. Da war auch kein «einheimischer Jenisch», der nicht von Anstalten und Knastaufenthalt zu erzählen wusste, von Zwangsaufenthalten in psychiatrischen Kliniken und von Fronarbeit bei Bauern, damals, als sie noch Kinder waren und eigentlich zur Arbeit gar nicht hätten herangezogen werden dürfen, es aber erleiden mussten, weil sie »anders« waren. Anders.

Dieses Andere ist noch heute das Böse schlechthin, die Nichtsesshaftigkeit. Dieses Andere ist eine fremde Kultur, eine, die wohl gerne konsumiert wird, aber, bedingt durch

die den meisten Sesshaften eigene Ratio, doch als unheimlich empfunden wird, das Kartenlegen zum Beispiel, wo kämen wir hin, wenn jeder jedem in die Seele..., oder das Handlinienlesen oder gar die Magie durch die Kristallkugel, das Kaffeesatzlesen, das Leben mit den Mondphasen, ja, wo kämen wir denn hin, wenn unsere durch und durch technologisierte und rationalisierte Ordnung Risse bekäme, durch Erinnerungen an uralte Mythen verursacht, wo kämen wir hin, ihr Herren und Damen Bürger, ihr Frühaufsteher und Fabrikkranken, ihr Villenbesitzer und Mercedesfahrer, ihr Beamten grauingrau, ihr Betonkuppen, ihr Rattenfallenbewohner, ihr Tränengasidioten und Gummigeschossadisten, wo kämen wir hin, wenn wir uns statt dessen wieder Märchen am Feuer erzählen würden und tanzen, schreien und lachend,

leben, nichts als leben? Wenn jeder so möchte? Wenn jeder so würde? Die ganze sesshafte Ordnung auf den Kopf stellen? Ruhe und Ordnung stören? Wozu haben wir uns mühsam ein Bauzonen-Grünzonen-Industriezonen-Erholungszonen-gesetz aus den Fingern gesogen, wenn nicht um solch asozialem Ge-sindel das Herumtreiben gründlich auszutreiben, diesen Herumtreibern? Schliesslich ist unsere Ordnung die einzige Ordnung, eine andere, bessere gibt es nicht.

Als Doktor Alfred Sigmund, ehemaliger Gymnasiallehrer, 1926 die der Pro Juventute angegliederte Abteilung: «Kinder der Landstrasse» gründete, war Hitlers Bibel «Mein Kampf» bereits ein Jahr im Handel, und seine «Grundlegende Rede über den Antisemitismus» gehörte schon sechs Jahre zur Geschichte. Als Doktor Alfred Sigmund, ein recht mittelmässig lehrender Lehrer übrigens, diese Abteilung zu leiten begann, gehörten Zigeuner und Juden schon längst zum nichtarischen Volk, Hitlers schwarzen Haaren zum Trotz. Und schon ein Jahr früher durfte der «Völkische Beobachter», Leibblatt der Nationalsozialisten, wiedererscheinen. Er wurde auch in der Schweiz gelesen, bis dann die lieben Eidge-nosser ein eigenes Blatt aus der Täufe hoben: «Die Provinz», nur fünf Jahre später. Als die Abteilung «Kinder der Landstrasse» mit gewissenhafter Akribie begann, jenische Sippen systematisch zu zerstören, ihre Mitglieder zu verleumden und zu zwangsassimilieren, existierten in Deutschland die ersten Pläne für die späteren Konzentrationslager. Und als Doktor Canciani, Chefpsychologe der Pro Juventute, 1975 anlässlich einer Zusammenkunft von betroffenen Jenischen und Behördenmitgliedern sowie Sozialarbeitern erklärte, die damalige Fürsorgepraxis sei eben im «Gedanken der Zeit» gelegen, ärgerte sich keiner darüber, außer mir: Die Jenischen, weil sie den Zusammenhang nicht begriffen, die Behördenmitglieder und Sozialarbeiter, weil es halt noch 1975 gang und gäbe war, faschistisch zu denken. Heute, so denkt's mir oft, denkt's sich's noch ebenso leicht in jenen Dimensionen zwischenmenschlicher Intoleranz und gefährlicher Rechthaberei. Vom völkischen Denken bis zum Völkermord ist nur ein kurzer Weg zu begehen, völkisch darf heute noch gemordet werden, wenn auch, wie in Sachen neuzeitlicher Zwangsassimilierungsmassnahmen ethnischer Minderheiten, subtiler und

deshalb undurchschaubarer.

Alte Geschichten, überhaupt nicht mehr aktuell. Ich höre die Einwände. Und doch ging mir dies und anderes durch den Kopf, während dem Biertrinken im «Roten Ziegel», während dem Geplauder, Gelache und Geweine mit meinen Verwandten, meinen jenischen Freunden und unsrern ausländischen Gästen, Rom und Sinti aus Deutschland, Frankreich und Spanien.

Wir wollen keine kulturelle Veranstaltung aus der Fahrenden Woche machen», so die Kulturguppe Zürich in der Roten Fabrik, «es soll ein politischer Anlass werden». So weit so gut, aber es wurde eben doch eine kulturelle Veranstaltung und das, meine ich, war nicht so schlecht. Die Roma, von den Sesshaften Zigeuner genannt (zieh Gauner), haben die Verfolgung und Diskriminierung der letzten Jahrhunderte kaum dank eines politischen Bewusstseins überlebt, sie gehören zu der Gruppe, von denen schon Marx behauptete, sie seien nicht politisierbar. Sie überlebten dank ihrer Kultur, es entstand sozusagen ein kulturell begründeter Widerstand, der in ihren Liedern und Tänzen, aber auch in ihren Geschichten, Märchen und in ihrem traditionellen Gewerbe zum Ausdruck kommt.

Wer sind sie denn eigentlich, diese Roma, von denen während des Nationalsozialismus über 600'000 in den Konzentrationslagern ermordet wurden, wer sind sie, diese Fahrenden, von denen besagter Alfred Sigfried über 800 Familien zu zwangsassimilieren sich verpflichtet fühlte?

Roma, Überbegriff für alle fahrenden Stämme, heißt Mensch. Vor über 500 Jahren also kamen Menschen nach Europa, um von ihren Gastländern wie Tiere behandelt zu

werden. Sie nannten sich gegenseitig bei ihren Stammesnamen, und auch diese bedeuten nichts anderes als «Mensch». So heißt *Manouche* Mensch, der Name der in Südfrankreich angesiedelten Romas, so heißt *Gitanos* Mensch, den Fahrenden in Spanien, so heißt *Jenisch* Mensch, den Fahrenden in der Schweiz und im Elsass, so heißt *Sinte* Mensch, den meistvertretenen Stamm in Deutschland. Diese Menschen brachten fremde Musik, fremde Kräuterkunst, fremde Tradition mit sich, stellten ihr Wissen grosszügig zur Verfügung, bis sie aufgrund erster Verfolgungen und Massaker sehr bald spürten, dass nur ein streng tabuisiertes Sippenleben und die Geheimhaltung ihrer Kultur und Traditionen ihr Überleben garantierten. Und sie wanderten, weil ihnen nirgendwo Bleibe angeboten wurde und sie entwickelten eine handwerkliche Tradition, die dem fahrenden Lebensstil entsprach. Sie wurden die fahrenden Wunderdoktoren, die wandernden Kesselschmiede, Korbblechter, Händler, vor allem Pferdehändler, die fahrenden Wahrsagerinnen und Handleserinnen, sie wurden Musiker und Maler, Geschichtenerzähler, Gaukler und Zirkusleute, alles Berufe, die nur fahrend ausgeübt werden können. Und sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel, feierten immense Feste voller Fröhlichkeit, Musik und Tanz, und sie begannen die Sesshaften, die *Gadje*, zu verachten, die sich in Kriegen gegenseitig vernichteten, ihren Besitz einzäunten und mit dem Geld unter der Matratze schliefen.

17. Jahrhundert wurde ein grosser Teil der Roma bereits dezimiert. Jedermann und jedefrau durfte unbehindert einen Rom an den nächsten Baum knüpfen, ihn vergiften oder erschlagen, je nach den persönlichen Gefüßen. Aber sie überlebten, flüchteten in andere Gegenden, versteckten sich in den Bergen. Sie beteten zur grossen Mutter, der schwarzen Madonna, der Göttin Kali, Urmutter ihres Ursprungslandes, Indien, auf dass sie ihnen Kraft und Schlauheit schenken würde, ihnen, den Verfolgten, den Andersartigen.

Seither ist die Welle verschiedenster Vernichtungskampagnen nie verebbt, doch das 20. Jahrhundert darf für sich den fragwürdigen Ruhm verbuchen, an Grausamkeit und Kälte alles übertroffen zu haben, was die Romas früher erleiden mussten. Davon ist die Schweiz nicht ausgeschlossen, denn Behörden und Fürsorgeinstitutionen verschiedenster Kantone halfen wacker mit, das Vernichtungswerk der Pro Juventute zu vollenden. «Besser, ein paar kaputte zwangsassimilierte Jenische als gesunde, fahrende Sippen», das war die Devise besagter Pro Juventute-Abteilung. Was sich nicht assimilieren liess, bezeichnete Sigfried als «*morschtes Holz*», die Liebe fahrender Mütter als «*animatisch*», deren Kinder als degenerierte und erblich belastete Nachkommen von Säufern und Huren. Selbst seine Nachfolgerin, Fräulein *Clara Reust*, nannte die Eltern ihrer Schützlinge *Schlampen* und *Säufer*, ungeachtet der Tatsache, dass es genau diese Institution war, die sogenannte Asoziale züchtete, weil sie diese Menschen in einer unglaublichen Welle von pharisäischem

Während der Bettlerjagden im



und faschistischem Denken von ihrem Ursprung weggeschwemmt, bis diese Opfer buchstäblich ver-rückt wurden, ver-rückt an diesen Massnahmen. Ver-rückt geworden an der Für-sorge. Ver-rückt geworden oder in den Untergrund getrieben, in das Heer von gescheiterten Existenzien, die früher oder später bekanntlicherweise auch im Knast oder in der Spinnwinde landen. Noch heute überkommst mich der Zorn bei dem Gedanken.

Und dieser Zorn überkam mich auch wieder in der Roten Fabrik, während der 'Fahrenden Woche', wenn ich in die gezeichneten, vom Anstaltsleben, von Ängsten, psychiatrischen Eingriffen und andern Diskriminierungen gezeichneten Gesichter schaute oder über die eingebrannte KZ-Nummer eines deutschen Sinti strich, vorsichtig, als könnte ich ihn jetzt noch verletzen dabei. Dieser Zorn überkam mich aber auch bei der Rede der *Emilie Lieberherr*. Was hat sie unsren Stamm «Fecker» zu nennen, wenn sie doch mittlerweile wissen müsste, dass unser Name «Mensch» ist? Ge-wiss, den Kessel Wasser haben nicht wir Jenischen gegen Emilie geschmissen. Dazu sind wir ein zu höflicher Haufen Unbequemer, Unge-duldeter. Aber dass die Jenischen ungeduldig wurden ob dem Palaver ging klar hervor, und ich kann es meinen jenischen Freunden nicht verübeln, dass sie endlich Taten se-hen wollen statt schöne Reden, dass sie einer Ansprache, die wieder einmal mehr einer Wahlveranstaltung glich, weniger trauen als ihrem Zorn, der sie die letzten Jahrzehnte überleben liess. Fecker war für uns seit jeher ein Schimpfwort, so wie Vaganten und Gauner. Weshalb weiss die Emilie das nicht, wenn sie doch angeblich als Kind sich sau-wohl gefühlt hat (Zitat) im Umgang mit Jenischen?

Diesen Zorn spürte ich auch in den Rhythmen der Musiker, in den Gesängen und den immerwiederkehrenden Erzählungen über erlittene Ungerechtigkeiten. Aus dem «Löffeln» der Jenischen, aus den stampfenden Rhythmen der Flamenco-Tänzerinnen der «Los Duendes» aus Andalusien, aber auch aus den Liedern des «Roma-Ensembles» aus Hamburg sowie aus den Rhythmen des *Häns'che Weiss* war dieser Zorn zu spüren, aber auch die Bitte um Verständnis und eine ungeheure Lebenskraft, die diese Gesichter so schön macht.

Diesen Zorn spürte ich auch beim Anschauen der verschiedenen Filme, Zeugnisse einer jahrhunderte-alten Diskriminierung, die bis heu-te kein Ende gefunden hat. Wen wundert's, dass *Ismail Serafidin*, Rom aus Jugoslawien und Leiter des kulturellen Roma-Zentrums in Düsseldorf in seinem für die Presse be-stimmten Text schrieb: «Wir ver-trauen fortan nur noch uns selber, den Roman. Wie sollen wir Völkern vertrauen, die unser Vertrauen wäh-rend Jahrhunderten missbraucht haben und immer noch missbrau-chen». Wen wundert's, dass es Jeni-sche gab, die zur Rede Emilie Lieberherrs nur noch mitleidig lächeln konnten. Und wen wundert's, dass die Roman Witze riessen, als sich nach einer Toleranzzeit von einer halben Stunde herausstellte, dass die Presse anscheinend nicht gewillt war, der Einladung international anerkannter Roma-Organisa-tionen, deren Dachverband, die *Roma-Union (RIJ)*, als nichtstaatliche Organisation in der UNO vertreten ist, Folge zu leisten. Wie gesagt, wir sind höfliche Menschen und als höf-lich kann man das Verhalten der Presse wohl nicht bezeichnen. Zwei bürgerliche Zeitungen waren zuge-gen, der 'Tagi' und die 'NZZ', als Vertreterin der Linken die 'Woz'. Mager, mager. Immerhin lagen zwei wichtige Traktanden auf dem Tisch. Das eine die Gründung eines kultu-rellen Forschungszentrums für Roma-Kultur in Düsseldorf, das ande-re die geplante Gründung eines interna-tionalen Verbandes von Roma- und Sintifrauen. Das immerhin hätte Feministinnen, die zufällig der Kaste des geschriebenen Wortes an-gehören, interessieren sollen. Es ist das erste Mal in der Geschichte der Roma, dass sich die Frauen der ver-schiedenen Stämme organisieren und somit helfen, die Konflikte zwi-schen diesen einzelnen Stämmen ab-zubauen.

War es nun eine politische oder eine kulturelle Veranstaltung? Warum eigentlich diese Trennung. Ein bisschen Kultur im ursprünglichen Sinn des Wortes (Kult) würde wohl einem Politfreak nicht schaden, umgekehrt werden die Romanen von heute ihre Probleme nicht ohne eine grundlegende Politisierung bewälti-gen können. Diese Politisierung be-steht vor allem in dem Erkennen von Zusammenhängen, die aus den ei-nen Unterdrückte und aus den an-dern Unterdrückter machen. Dafür bildet der Veranstaltungsort der Fahrenden Woche, die Rote Fabrik, eine geradezu ideale Schaubühne. Schade eigentlich, dass sich nicht mehr Verbrüderungen und Ver-schwesterungen unter Unterdrück-ten ergaben. Über gemeinsame Mu-sik zum Beispiel nach dem offiziellen Veranstaltungsprogramm, zu dem die Roma das Stammpublikum mehrmals einluden, oder gemeinsa-me Gespräche, die unter den Roma selbst und einigen wenigen Nicht-Roma bis tief in die Nacht hinein andauerten. Vielleicht muss es uns erst einmal bewusst werden, dass es nur das Anliegen Herrschender sein kann, Kommunikation unter den Beherrschten zu unterdrücken und sich gegenseitig zerfleischen zu las-sen. Das geht an die Adresse jener Jugendlichen, die das fröhliche Fest der Roma im Ausstellungsraum durch eine Schlägerei und die Zer-störung von Ausstellungsmaterial zu beenden suchten. Der Ruf der Roma: «UPRE ROMA» (erwache, Mensch), gilt für alle, die sich Men-schen nennen. Und Erwachen heisst wohl doch, endlich zu erkennen, ge-gen was und wofür es zu kämpfen gilt, ganz sicher nicht gegen jene, mit denen wir uns als Unterdrückte solidarisieren sollten, gegen die Un-terdrückten.

von

VR Mariella Mehr